

№ 30. 1894.

Flecken auf der Ehre.

Roman von **Reinhold Ortmann.**

(Fortsetzung.) (Nachdr. verboten.)

„O, wir brauchen nicht lange nach Mitteln und Wegen zu suchen, denn für mich gibt es nur einen einzigen Weg," rief Edith stolz. „Ich werde Hartwig selbst über diese Sache befragen, und er selber wird mit einem einzigen Wort jene erbärmlichen Lügner zu Schanden machen."

„Und Du glaubst wirklich, daß dies das geeignete Mittel sei, Dir die Ruhe Deines Herzens wiederzugeben?" fragte Komtesse Julie die Schwester. „Ist sein Gewissen rein, so wird er ein Recht haben, Dir wegen des Mißtrauens in Deiner Frage zu zürnen, und Du selbst wirst dann die Schuld daran tragen, daß der erste häßliche Schatten zwischen euch gefallen ist. Fühlt er sich aber schuldig, so wird es ihm auch sicherlich nicht an Beschönigungen und Erklärungen fehlen, die Dir später die unausbleibliche Enttäuschung nur um so grausamer machen."

„Aber was in aller Welt soll ich dann thun? Soll ich ihn und mich erniedrigen, indem ich seinen Schritten nachspüren lasse und ihn beobachte wie einen Uebelthäter?"

„Nein, mein Herz, Du sollst weder das Eine noch das Andere. Wozu hättest Du denn eine Schwester, die Dich liebt und die über Dein Glück wachen wird, so lange sie dazu im Stande ist. Ueberlaß es mir, die Beweise für seine Schuld oder Unschuld zu erlangen, und sei versichert, daß infolge meiner Handlungen kein Schatten eines Argwohns auf Dich fallen wird."

„Ach, Julia, Du meinst es gewiß sehr gut mit mir, viel besser vielleicht, als ich es wegen meiner heftigen Worte von vorhin verdiene — und doch weiß ich nicht, ob ich dazu meine Einwilligung geben soll. Es widerstrebt so sehr meinem innersten Empfinden, und ich glaube, ich würde nun nicht mehr den Muth haben, ihm frei und offen wie bisher in's Auge zu sehen."

„So vermeide es, mit ihm allein zu sein, bis jene Zweifel beseitigt sind. Wäre ich an Deiner Stelle, so würde mir schon mein weiblicher Stolz eine solche Zurückhaltung gebieterisch zur Pflicht machen. Sieh, meine liebe

Großfürst-Thronfolger Nikolaus Alexandrowitsch von Rußland und seine Verlobte, Prinzessin Alix von Hessen. (S. 236)

Edith, ich thue da für Dich und Deine Liebe viel mehr, als ich im Grunde vor meinem Gewissen und vor unseren ahnungslosen Eltern verantworten kann. Ich sage Dir nicht, wie es Papa ohne Zweifel thun wird, daß Du als eine Gräfin Westernhagen überhaupt niemals daran denken darfst, einem mittellosen Bürgerlichen, und wäre er auch der beste und ehrenwertheste aller Männer, als Gattin Deine Hand zu reichen; ich fordere nicht von Dir, daß Du aus diesem Grunde Deine Liebe schon jetzt für immer zu Grabe trägst; Alles, was ich verlange, ist eine sichere Gewähr für die persönliche Würdigkeit des Mannes, dem Du das köstliche Geschenk Deines Herzens zugedacht hast. Habe ich diese Gewähr erhalten, so verspreche ich Dir meinen tapferen Beistand in dem unvermeidlichen Kampfe mit dem Vorurtheil der Eltern, und ich hoffe, daß es unseren vereinten Bemühungen gelingen wird, ihren Widerstand zu besiegen. Soll ich da nicht das Recht haben, zu verlangen, daß Du meinem schwesterlichen Rath einige Bedeutung beilegst, und nicht durch irgend eine unüberlegte Thorheit all' meine liebevollen Bemühungen vereitelst?"

Edith hörte ihrer Darlegung, die so verständig und so grausam einleuchtend war, mit gesenktem Haupte zu. Sie hatte ja stets mit bewundernder Verehrung zu ihrer schönen, stolzen Schwester emporgesehen, und es konnte der überlegenen Klugheit Julia's darum wahrlich nicht schwer fallen, ihren Widerstand zu brechen.

„Du willst also, daß ich Hartwig nicht mehr spreche, daß ich ihm sogar vielleicht ausweiche?" fragte sie leise. „Und wie soll ich das anfangen, ohne ihm wehe zu thun?"

„So lange wir das Haus voller Gäste haben, wie es während der nächsten Tage sicher der Fall sein wird, kann es für Dich nicht schwer sein, ihm unauffällig aus dem Wege zu gehen. Und ich werde mich bemühen, die Prüfung, welche Dir da auferlegt wird, so kurz als möglich zu machen."

„Ach ja," seufzte Edith recht von Herzensgrund, „laß sie kurz sein, Julia, denn ich weiß nicht, wie lange ich im Stande sein würde, sie zu ertragen."

Komtesse Julia beugte sich nieder und küßte ihre Schwester auf den Mund. „Nur Muth, mein Liebling," flüsterte sie, „nur Muth! So lange Du Dich mir anvertraust, wirst Du wohl bewahrt sein! Doch nun genug für heute! Es ist zu spät. Komm, ich selber werde heute Deine Kammerjungfer machen."

Sie war Edith bei ihrer Nachttoilette behilflich und legte sich dann selbst zur Ruhe. Es wurde während dieser Nacht kein Wort mehr zwischen den Schwestern gesprochen; aber Edith lag noch lange, lange mit offenen, traurigen Augen da, und von der jubelnden Freude, mit welcher sie vorhin dem kommenden Tage entgegen gesehen, war nichts mehr in ihrem Herzen.

14.

Das einsame Häuschen Krampe's lag um diese Stunde scheinbar im tiefsten Frieden da. Kein Lichtschimmer mehr fiel durch das geflickte Fenster, und selbst das schärfste Lauscherohr würde sich vergebens bemüht haben, von draußen einen Laut des Lebens im Innern der Hütte zu erspähen.

Und doch schlief Keiner von den Insassen des Hauses.

In dem als Küche benutzten Raum zur Rechten des schmalen Flurs brannte auf dem roh gezimmerten Tische aus Tannenholz eine niedrige Lampe. Ein Schirm von grünem Papier beschränkte ihre Helligkeit auf das denkbar geringste Maß, und das kleine Fenster war zudem mit Brettern so dicht verstellt, daß kein verrätherischer Lichtstrahl sich in die Nacht hinaus zu stehlen vermochte.

Denen aber, die da an dem plumpen Tisch bei einer einfachen Mahlzeit von geräuchertem Speck und gekochten Kartoffeln saßen, war es für ihre Beschäftigung hell genug. Es waren Krampe und sein künftiger Schwiegersohn, der entsprungene Untersuchungsgefangene Jochen Weltzien. Beide aßen mit der Gier von Menschen, die seit geraumer Zeit eine ordentliche Nahrung haben entbehren müssen, und eine große mit Branntwein gefüllte Flasche wurde in sehr kurzen Zwischenräumen bald von dem Einen, bald von dem Anderen, zu langen Zügen an die Lippen gehoben.

So ausschließlich schienen sie von dem Verlangen erfüllt, ihre leiblichen Bedürfnisse zu befriedigen, daß lange Zeit hindurch kein anderer Laut die Stille in dem kleinen Raume unterbrach, als das Klappern der Messer und das Glucksen des aus der Flasche rinnenden Alkohols.

Auch Johanna, die abseits vom Tische auf einem niedrigen Schemel kauerte, sprach kein Wort. Sie hatte den Oberkörper mit einem groben, wollenen Tuche umhüllt, als ob sie fröre, und die Hände um ihre Kniee gefaltet. Von Zeit zu Zeit warf sie einen halb verächtlichen und halb furchtsamen Blick zu den Männern hinüber und dann preßten sich ihre Lippen fester zusammen, als müsse sie einen Ausruf des Abscheu's und des Ekels unterdrücken, der sich auf ihre Zunge drängen wollte. Zumeist aber starrte sie wie geistesabwesend zu der verräucherten Balkendecke empor, und nur aus dem eigenthümlichen Zucken ihrer Gesichtsmuskeln hätte sich errathen lassen, wie wild sich die Gedanken hinter ihrer Stirne jagten.

Eben hatte Krampe wieder einen langen Zug aus der fast geleerten Flasche gethan, als er das Messer, welches er in der anderen Hand gehalten, fallen ließ und in sichtlich heftigem Erschrecken in die Höhe fuhr.

„Was war das?" stieß er mit schwerer Zunge hervor. „Es — es ist Einer an der Thür."

Jochen Weltzien griff fast instinktiv nach der eisernen Brechstange, die im Bereich seiner Hand an dem Tische lehnte, und erhob sich ebenfalls von seinem Sitz.

„Hol' Dich der Henker, wenn Du mich wieder einmal umsonst aufgejagt hast," knurrte er. „Hast Du etwas gehört, Johanna?"

Diese rührte sich nicht aus ihrer Stellung und wandte nicht einmal den Kopf nach ihm hin.

„Sieh doch zu, wenn Du wissen willst, ob Jemand da ist," erwiederte sie phlegmatisch. „Meinetwegen mögen sie immerhin kommen — ich habe es herzlich satt."

Etwas Unverständliches brummend ging Weltzien wirklich an die Thür, die jetzt nicht, wie vorhin, einfach eingeklinkt, sondern mit einer starken eisernen Stange von innen verwahrt war. Er legte das Ohr an das Holz und horchte eine gute Weile; dann hob er vorsichtig die Stange aus den beiden Haken, welche sie hielten, öffnete behutsam die Thür und steckte den Kopf hinaus. Aber es war ringsum nichts Verdächtiges zu erspähen; Wiesen und Felder lagen im tiefsten, friedlichsten Schweigen, und nur eine Fledermaus schwirrte in geringer Entfernung an ihm vorüber.

Nachdem er die Thür wieder in ihren vorigen Stand versetzt hatte, kehrte Weltzien mit höchst verdrießlichem Gesicht zu den beiden Anderen zurück.

„Laß mich in Ruhe mit Deinem ewigen Lärmschlagen," fuhr er Krampe an. „Das kommt von nichts Anderem als von dem verwünschten Trinken. Ich sehe schon, daß Du uns in Deinem Rausch doch noch an's Messer lieferst."

Und um seinem Unwillen einen noch deutlicheren Ausdruck zu geben, schlug er gegen die Branntweinflasche, daß sie vom Tische fiel und zerbrach. Ein paar Sekunden lang starrte Krampe auf das zwischen den Fliesen verrinnende köstliche Naß, wie wenn es sein eigenes Herzblut wäre. Dann aber kamen einige gurgelnde Laute der höchsten Wuth von seinen Lippen, und mit geballten Fäusten stürzte er sich auf Weltzien.

Der aber erhob, statt zurückzuweichen, drohend die schwere eiserne Stange, welche er noch immer in der Rechten hielt, und der Anblick der in so kräftiger Faust doppelt furchtbaren Waffe schien merkwürdig ernüchternd auf Krampe zu wirken.

„Solche Späße wirst Du künftig bleiben lassen," rief er nur, mit der Faust statt auf den Gegner auf die Tischplatte schlagend. „Ich kann trinken, so viel ich will; Niemand hat mir etwas zu befehlen, Niemand! Denn ich bin ein freier Mann!"

„Eine verteufelte Freiheit, in dem Hundeloch zu sitzen und vor jedem Schritt zittern zu müssen," gab der Andere zurück, sich wieder an die unterbrochene Mahlzeit setzend. „Wärst Du nicht ein so jämmerlicher Feigling, so wüßte ich wohl, wie man ein Ende machen könnte."

„Ein Feigling — ich? Teufel, das hat mir noch Niemand gesagt, und wenn Du nicht mein Schwiegersohn wärst —"

„Nun, so wäre ich eben ein Anderer. Mit Deinem Drohen und Prahlen jagst Du keinen Hund vom Ofen. Das verfängt bei mir nicht mehr, seitdem Du mich im Walde so niederträchtig im Stich gelassen hast. Wärst Du damals nicht davongelaufen, so hätten wir ihn abgethan wie eine Katze, und kein Hahn hätte darnach gekräht; denn der Förster ist eine Schlafmütze, und ich hätte wohl sehen wollen, wer uns etwas bewiesen hätte."

„Ich hab' meine Hände nicht mit Blut beflecken wollen," lallte der Halbbetrunkene. „Ich bin ein freier Mann, aber ich bin kein Mörder!"

„Pah! Ein Narr bist Du und ein ausgemachter Dummkopf! Wie lange glaubst Du denn dies elende Leben aushalten zu können? Und wenn Du auch damit zufrieden wärst, Dich und Deine Branntweinflasche in die Erde einzugraben wie ein Maulwurf — meinst Du, der Herr Oberverwalter werde Dich noch lange ungestört lassen? Ich wette, was Du willst, daß er schon mehr als die Hälfte ausgewittert hat, als er gestern hier herumspürte, und ich sage Dir, daß Du die längste Zeit ein freier Mann gewesen bist, wenn er noch einmal wiederkommt."

„Teufel auch — aber was kann man dagegen thun? Wir haben ihn ja nun einmal laufen lassen."

Der Knecht warf aus seinen kleinen, tückischen Augen einen lauernden Blick nach der regungslosen Johanna hinüber.

„Wir müssen es eben nicht abwarten, daß er wiederkommt," sagte er langsam, „und wir müssen ihm den Mund stopfen so — oder so."

Krampe stierte ihn blöde und verständnißlos an.

„Den — Mund — stopfen?" wiederholte er. „Wahrhaftig, eine sehr leichte Sache, wenn er da draußen ist und wir hier drinnen!"

„Meinst Du, daß ich hierhergekommen bin, um ewig da unten zu bleiben? Ich hätte es auch wohl fertig gebracht, mich bis nach Hamburg durchzuschlagen, und da hätte ich bei meinem Vetter, der am grünen Sood eine Herberge hält, sicherlich ein besseres Unterkommen gefunden, als hier bei euch. Ich sage Dir, der Mann weiß, wo Bartel den Most holt, und mehr als einmal hat er mir geschrieben, ich solle nur kommen, denn er hätte immer allerlei kleine Geschäftchen an der Hand, bei

denen für einen tapferen Kerl ein schönes Stück Geld zu verdienen wäre."

„Dein Vetter — ist das der, der schon zweimal im Zuchthaus gewesen ist?" klang die Stimme Johanna's aus ihrem Winkel herüber.

„Und wenn er's wäre?" gab Weltzien zurück. „Ich meine, Du hättest darum keinen Grund, Dich der Verwandtschaft zu schämen, denn Du siehst ja an Deinem eigenen Vater, wie leicht es heutzutage für einen armen Teufel ist, in's Zuchthaus zu kommen!"

Das Mädchen schwieg und starrte wieder zu dem geschwärzten Sparrenwerk der Decke empor. Krampe's Augen aber hatten bei dem Klange des Wörtchens „Geld" begehrlich aufgeleuchtet. Er rückte näher an seinen künftigen Schwiegersohn heran und legte ihm freundschaftlich die Hand auf das Knie.

„Ein schönes Stück Geld?" fragte er, seine heisere Stimme zum Flüstern dämpfend. „Und so 'was hat er immer an der Hand?"

„Immer! Denn er ist ein tüchtiger Kerl und der Vertrauensmann für Alle, die in seiner Herberge verkehren! Ich sage Dir, Krampe, in einer einzigen Nacht ist da so viel zu verdienen, daß wir Alle nach Amerika gehen und uns ein Gut kaufen können, zweimal so groß als Rambow. Denn da drüben wird ja das Land noch beinahe verschenkt."

Der Arbeiter schluckte, als überkäme ihn plötzlich eine gewaltige Rührung.

„Zweimal — so groß — als Rambow! Und ich könnte da als ein freier Mann leben? Als ein freier und ehrlicher Mann? — Abgemacht, Jochen, wir gehen nach Hamburg! Und Dein Vetter, er soll leben!"

Seine Hand tastete nach der Branntweinflasche; aber dann erinnerte er sich, daß sie nicht mehr vorhanden sei und mit einem tiefen Seufzer der Enttäuschung ließ er das Kinn auf die Brust sinken.

Verdrießlich schüttelte Weltzien den Kopf. „Nur sachte!" brummte er. „Erst mußt Du gehörig nüchtern sein, ehe wir darüber reden können. Und erst muß ich meine Rechnung beglichen haben mit einem gewissen Jemand da oben auf dem Schlosse!"

„Was kannst Du ihm denn anthun?" fragte Johanna wieder, und diesmal mit unverhohlener Verachtung. „Er läßt Dich in den Schuppen sperren, wie das erste Mal, oder er macht es noch kürzer, und schlägt Dich einfach nieder."

Weltzien's Hand zuckte unwillkürlich nach der eisernen Brechstange, und sein brutales Gesicht färbte sich dunkel bis an die Wurzeln der rothen Haare hinauf.

„Er wird nicht das Eine thun und nicht das Andere, sage ich Dir, Mädchen! Diesmal kommt er mir nicht lebendig davon, wenn ich ihn erst gepackt habe! Aber vielleicht hast Du Sorge um ihn! Vielleicht möchtest Du hingehen, ihn vor mir zu warnen."

„Nein! Mir ist Alles gleichgiltig! Thu', was Du willst! Ich wollte, ich könnte hier sitzen bleiben und sterben!"

„Verwünschtes Geschwätze!" fuhr Krampe aus dem dumpfen Hinbrüten auf, in welches er während der letzten Sekunden versunken war. „Was redest Du mir von Deinem Zuchthaus-Vetter in Hamburg und von dem großen Gut in Amerika, wenn wir doch nicht hingehen können! Und ein Schuft bin ich, daß ich daran nicht gleich gedacht habe."

„Warum können wir denn nicht hingehen, wenn es soweit ist? Wird es Dir so schwer, Dich von Deinem Rattenloch zu trennen?"

„Willst Du die kranke Christine etwa auf dem Rücken forttragen? Schwachkopf Du — an so etwas nicht zu denken!"

„Natürlich habe ich daran gedacht! Und da wir sie nicht wegbringen können, müssen wir sie eben hier lassen. Sie hat ja eine so vornehme Beschützerin."

„Was, ich sollte von meinem kranken Kinde gehen, sollte es hier im Stich lassen?"

Ihre Unterhaltung drohte abermals in einen heftigen Streit auszuarten; aber Johanna kam in ihrer gleichgiltig geringschätzigen Weise einer Erwiederung ihres Verlobten zuvor.

„Ihr braucht deshalb nicht schon wieder aneinander zu gerathen," sagte sie, „denn ich meine, die Sache ist einfach genug. Du kannst mit Jochen ruhig nach Hamburg und nach Amerika gehen, Vater. Es wird der Christine an nichts fehlen, so lange ich bei ihr bin."

Krampe verstand nicht sogleich, was ihre Worte bedeuteten; Weltzien aber gab ihr höhnisch zurück: „Du möchtest also hier bleiben, möchtest mir den Laufpaß geben, nachdem ich mich Deinetwegen zu Grunde gerichtet habe? Hoffst vielleicht gar im Stillen, daß ich mit dem Oberverwalter nicht Ernst machen werde, und daß ein kreuzfideles Leben anfangen wird, wenn Du mich und den Alten nur erst los bist? Aber mit der Rechnung ist es nichts, mein Schätzchen! Sie ist falsch, gründlich falsch, sage ich Dir, und Du könntest mich da leicht von einer ganz neuen Seite kennen lernen."

„O, ich kenne Dich schon gut genug. Und meinetwegen magst Du thun, was Du willst. Ich werde mit Dir so wenig nach Hamburg, als nach Amerika gehen!"

Der Knecht war aufgestanden und dicht vor sie hingetreten. Er nagte vor Wuth an der Unterlippe und seine Stimme klang heiser: „Ich sag' Dir's im Guten, Mädel, bring' mich nicht auf mit solchem Gerede! Wem zu Liebe bin ich hierher zurückgekehrt und habe mir die Last mit dem Alten da aufgebürdet — wie? Glaubst Du, ich würde mich auch nur einen Augenblick um ihn kümmern, wenn es nicht Deinetwegen wäre?"

„Aber ich weiß Dir keinen Dank dafür! Siehst Du denn nicht, daß mir dies Alles unerträglich zuwider ist?"

Weltzien ballte die Faust, als wenn er sie schlagen wollte; aber er besann sich eines andern und kehrte ihr, ohne ein Wort zu sprechen, aber mit einem Lachen, das wahrlich nichts Gutes bedeuten konnte, den Rücken.

Johanna zog das wollene Tuch, in das sie sich eingehüllt hatte, fester um die Schultern, und erhob sich von ihrem Schemel.

„Ich gehe zu Christine," sagte sie, gegen ihren Vater gewendet. „Für diese Nacht werdet ihr mich ja hoffentlich nicht mehr brauchen."

Ohne ihrem Bräutigam einen Gruß oder einen Blick zu gönnen, verließ Johanna das Zimmer. Weltzien aber trat an Krampe's Seite und rüttelte ihn derb an der Schulter.

„Es ist etwas nicht in Ordnung mit dem Mädel! Ich sage Dir, Krampe, sie wird uns verrathen!"

Der Arbeiter fuhr in die Höhe, als hätte man ihm einen Peitschenschlag versetzt. „Ich werde sie todtschlagen," brüllte er, „ich werde sie —"

Er wollte dem Mädchen nacheilen, doch Weltzien hielt ihn mit eisernem Griff zurück.

„Nicht von der Stelle! Und gib Dir endlich einmal Mühe, Deine fünf Sinne zusammen zu nehmen, so gut Du es noch kannst. Wenn Du sie jetzt schlägst, geht sie vielleicht noch in derselben Stunde hin, uns anzugeben. So lange wir hier unter diesem verwünschten Dache sind, hat sie uns ja in der Gewalt, nicht wir sie, und darum müssen wir sie behandeln wie ein rohes Ei. Wir dürfen ihr nicht einmal ernstlich zeigen, daß wir Mißtrauen gegen sie haben; aber wir müssen sie unter Aufsicht stellen. Hast Du mich verstanden, Krampe? Unter beständige Aufsicht!"

„Ja, unter beständige Aufsicht!" wiederholte der Berauschte, ihn mit leerem Blick anglotzend.

„Sie darf nicht mit der Kranken allein bleiben, und ich weiß auch, wen wir in das Haus nehmen müssen — meine Mutter! Die ist die Person dazu, sie im Zaum zu halten und ihr den Trotzkopf zurechtzusetzen."

Krampe schüttelte sich, als hätte man ihm kaltes Wasser über den Kopf gegossen. „Deine Mutter — den alten Drachen? Jochen, mein Junge, mir wird grün und gelb vor den Augen —"

„Das macht nichts! Ich hab' es lange genug überlegt; es geht nicht anders!"

„Na, wenn es nicht anders geht — meinetwegen. Aber Du mußt die Verantwortung übernehmen!"

„Natürlich! Ich weiß schon, was ich thue! Ich werde ihr morgen früh einen Zettel schreiben, und den muß Johanna nach Malchow schicken. Wie ich meine Alte kenne, ist sie dann schon am Mittag hier."

Krampe nickte stumm und versank auf's Neue in sein stumpfes Hinbrüten. Aber von Zeit zu Zeit murmelte er abgerissene Worte, welche verriethen, daß Jochen's Vetter in Hamburg und das große Gut in Amerika seine schwerfälligen Gedanken noch immer ausschließlich beschäftigten.

15.

Schon in den ersten Vormittagsstunden des folgenden Tages begann der Zuzug der Gäste, die von den benachbarten Gütern nach Rambow kamen, um auf die Einladung des Schloßherrn an der Geburtstagsfeier der Komtesse Julia theilzunehmen. In dem großen Empfangssalon hatte sich bereits eine Fülle kostbarer Blumenspenden angesammelt, und wohl ein dutzendmal hatte Julia mit demselben erzwungenen Dankeslächeln dieselben Glückwunsch-Redensarten angehört.

Um die elfte Stunde rollte eine leichte, einspännige Miethskutsche auf die Rampe, und ein Offizier in Husarenuniform stieg aus dem Innern derselben. Vorsichtig brachte er einen riesengroßen Strauß von prachtvollen Rosen und seltenen Orchideen, der bis dahin den Ehrenplatz auf dem Rücksitz eingenommen hatte, zum Vorschein und verschwand mit dieser duftigen Bürde im Innern des Schlosses.

Graf Westernhagen hatte vom Fenster des Empfangssalons aus den Vorgang beobachtet und in bester Laune wandte er sich an Julia, die eben mit zerstreuter Miene dem Geplauder einiger Damen zuhörte.

„Mach' Dich auf eine besondere Ueberraschung gefaßt, mein Kind! Ich fange wirklich an zu glauben, daß einem schneidigen Kavalleristen kein Ding unmöglich ist."

Nun klang auch schon vom Vorzimmer her ein rascher, sporenklirrender Schritt, und ehe noch der alte Tolzmann, welcher heute eine besonders feierliche Miene angenommen hatte, im Stande gewesen war, ihn zu melden, trat Graf Botho v. Thun in straffer, soldatischer Haltung seiner Base entgegen.

Er sah in der glänzenden Uniform um Vieles vortheilhafter aus, als im Civilanzuge, und die jungen Damen warfen einander verständnißvolle Blicke zu, um dann mit sittigem Erröthen die Augen niederzuschlagen. Aber der Lieutenant, der sonst in den Gesetzen der Galanterie sicherlich sehr wohl bewandert war, blickte mit fast unhöflicher Gleichgiltigkeit über sie hinweg. Für ihn schien keine andere Person in diesem Raume vorhanden zu sein, als Julia, und während er ihr mit einer tiefen Verbeugung den köstlichen Blumenstrauß überreichte, sagte er in einem Ton, dessen beinahe leidenschaftliche Wärme die jungen Damen abermals zu einem verständnißvollen Blickewechseln veranlaßte: „Nicht weil ich glaubte, daß diese arm-

seligen Blüthen Ihrer würdig seien, sondern weil es mir leider nicht gelang, würdigere aufzutreiben, bitte ich Sie, dies kleine Zeichen meiner Verehrung entgegenzunehmen. Den Blumen habe ich Alles anvertraut, was mich an diesem Tage bewegt, vielleicht, theure Cousine, machen Sie in einer stillen Stunde den Versuch, ihr Geheimniß zu errathen!"

Graf Westernhagen räusperte sich vernehmlich. Das war denn doch eine gar zu kühne und deutliche Anspielung in Gegenwart so vieler fremder Personen, und er fürchtete, Julia möchte durch eine nicht minder deutliche Zurückweisung einen peinlichen Auftritt herbeiführen. Aber er erhielt einen neuen Beweis von der Unberechenbarkeit des weiblichen Herzens durch die gewinnende Liebenswürdigkeit, mit welcher sie die Huldigung ihres Vetters aufnahm.

„Sie beschämen mich wirklich, Vetter Botho," sagte sie mit einem Lächeln, das gar nicht gezwungen aussah. „Ich danke Ihnen von Herzen für dies prächtige Angebinde, und ich werde mich bemühen, dem Geheimniß Ihrer Blumen auf die Spur zu kommen, wenn ich mich auch leider bis jetzt auf diese stumme Sprache sehr schlecht verstehe."

Sie hatte ihm ihre Hand gereicht, und Graf Botho drückte dieselbe lange und feurig an seine Lippen. Dann erst begrüßte er seinen Oheim und ließ sich den Damen und Herren vorstellen, die schon vor ihm gekommen waren.

„Sage mir nur, Du Teufelsjunge," fragte Graf Westernhagen, als er ihn für einige Augenblicke bei Seite nehmen konnte, „wie Du es angefangen hast, Dir trotz der Ungnade Deines Herrn Obersten diesen neuen Urlaub zu erlisten? Wir hatten uns schon mit Bedauern in die schmerzliche Nothwendigkeit gefügt, heute auf Deinen Beistand im Arrangement lustiger Unterhaltungen zu verzichten."

Graf Botho drehte an seinem langen Schnurrbart und vermied es geflissentlich, den Fragenden anzusehen.

„Bin euch darum hoffentlich nicht weniger willkommen, lieber Onkel!" meinte er ausweichend. „Werde Dir nachher erzählen, wie ich gegen alle Erwartung zu Urlaub gekommen bin. Ist eine lange Geschichte!"

„Gut! Sie wird Dir nicht geschenkt. Denn ich kann mir wohl denken, daß irgend ein Schelmenstreich dahinter steckt. Hast dem brummigen Obersten einen kleinen Bären aufgebunden — wie?"

Der Lieutenant stimmte mit gezwungener Lebhaftigkeit in das joviale Lachen des Grafen ein, und benutzte dann das Nähertreten eines Bekannten, um sich auf schickliche Art einer Fortsetzung dieses Verhörs zu entziehen. Bei dem kleinen Gabelfrühstück, das bald nachher aufgetragen wurde, wußte er sich rechtzeitig des Platzes an Julia's Seite zu versichern, und er brauchte dazu nicht erst einen Nebenbuhler aus dem Felde zu schlagen, denn nach der auffälligen Begrüßungsscene hielten es die übrigen jungen Herren für ihre Pflicht, vor dem anscheinend begünstigten Verehrer zurückzutreten.

Während des Frühstückes vermißte Graf Westernhagen den Oberverwalter, den er doch ausdrücklich gebeten hatte, sich während dieses hohen Festtages lediglich als seinen Gast zu betrachten.

„Wo ist denn Herr Steensborg?" wandte er sich fragend an seine ältere Tochter. „Ich habe ihn, wenn ich mich recht erinnere, heute noch gar nicht gesehen. Hat er Dir nicht seinen Glückwunsch gebracht?"

(Fortsetzung folgt.)



Das Ochsenrennen in Braesschaet (Belgien).

Großfürst-Thronfolger Nikolaus Alexandrowitsch von Rußland und seine Verlobte, Prinzessin Alix von Hessen.

(Mit 2 Porträts auf Seite 233.)

Am 20. April wurde anläßlich der Vermählung des Großherzogs Ernst Ludwig von Hessen auch die Verlobung seiner jüngsten Schwester, der Prinzessin Alix, mit dem Großfürsten-Thronfolger von Rußland (siehe die beiden Porträts auf S. 233) bekannt gegeben. — Der Großfürst-Thronfolger Nikolaus Alexandrowitsch ist der älteste Sohn des Kaisers Alexander III. aus dessen Ehe mit der Kaiserin Maria Feodorowna, früheren Prinzessin Dagmar von Dänemark, und am 18. Mai 1868 zu St. Petersburg geboren. Er ist Hetman aller Kosaken, Oberst im Leib-Garderegiment Preobraschenski, Chef des Leib-Garderegiments Wolhynien, des 65. Infanterieregiments Moskau, des 84. Infanterieregiments Schirwan und des 1. ostsibirischen Schützenbataillons, Oberstinhaber des k. u. k. Ulanenregiments Nr. 5, à la suite des preußischen 1. westfälischen Husarenregiments Nr. 8 u. s. w. — Prinzessin Alix ist am 6. Juni 1872 zu Darmstadt geboren, also vier Jahre jünger wie ihr Bräutigam. Ihre Eltern waren der 1892 verstorbene Großherzog Ludwig IV. und dessen Gemahlin, die 1878 verstorbene Großherzogin Alice, geborene Prinzessin von Großbritannien und Irland, eine Schwester der Kaiserin-Wittwe Friedrich, Mutter Kaiser Wilhelm's II.

Das Ochsenrennen in Braesschaet (Belgien).

(Mit Abbildung.)

Ein ländlicher Sport von ganz besonderer Originalität ist das alljährlich in dem nordbelgischen Orte Braesschaet stattfindende Ochsenrennen. Nicht weit von der Kirche des Ortes stellen sich am bestimmten Tage die Ochsen mit ihren Reitern in einer Reihe auf; ein Strick hält die wiederkäuenden und brüllenden, mit Blumenkränzen geschmückten Thiere zurück. Sobald das Zeichen gegeben wird, fällt der Strick, und unter dem Geschrei der zuschauenden Menge fangen die durch die Sporen der Bauern, durch Faust- und Stockschläge, sowie durch die ungewohnte Last auf ihrem Rücken erschreckten und gereizten Ochsen an, davonzustürmen. So donnert nun, wie auf unserer Abbildung dargestellt, die plumpe Schaar die Hauptstraße des Dorfes, die sich noch außerhalb desselben in einen breiten, mit Bäumen



Schloß Lohmen (Sachsen). [S. 238]

bepflanzten Weg fortsetzt, herunter, d.m Ziele entgegen.

Schloß Lohmen (Sachsen).

(Mit Bild auf Seite 237.)

Ueber dem Dorfe Lohmen in der sächsischen Schweiz ragt auf hohem Felsvorsprunge das alte, gleichnamige Schloß empor, um dessen zerklüfteten Felsenfuß die Wesenitz fließt, und von dem wir auf S. 237 eine Ansicht bringen. Schloß Lohmen war einst der Sitz der Herren v. Clomen, nach denen sich der um den Anfangsbuchstaben gekürzte Name erhalten hat. 1523 gehörte es der reichbegüterten Familie v. Schönburg, und aus dieser Hand gelangte es durch Tausch in den Besitz des Landesherrn, damals Herzog Möritz von Sachsen. Der Kurfürst August schenkte es 1567 seinem geheimen Kammersekretär Johann v. Ilnitz, nach dessen Tode es abermals kurfürstlich wurde. Schließlich ist es zu landwirthschaftlich-ökonomischen Zwecken bestimmt worden und dient gegenwärtig wesentlich zur Verwaltung des umfänglichen königlichen Kammergutes, mit dem auch eine durch Erzeugung veredelter Wolle bekannte spanische Schäferei, sowie eine Brauerei verbunden ist.

Eine Potentaten-Wette.

Erzählung von **J. O. Hansen.**

(Nachdruck verboten.)

Im Jahre 1697 machte Peter der Große mit einem Gefolge von zweihundert Personen seine erste Auslandsreise, die ihn zunächst nach Berlin führte, wo er den Kurfürsten Friedrich III. von Brandenburg besuchte, der drei Jahre später als Friedrich I. der erste König von Preußen wurde. Voltaire schrieb über diese Begegnung: „Der Kontrast des französischen Putzes, den der Berliner Hof affektirte, mit den langen asiatischen Gewändern der Russen, den mit Perlen und Edelsteinen besetzten Mützen, ihren am Gürtel hängenden Säbeln, machte einen eigenthümlichen Eindruck. Der Zar selbst war deutsch gekleidet.“ Wenn der Zar aber auch deutsch gekleidet war, so brachte er doch in seinem Wesen und Betragen genug Asiatisches mit. Er berauschte sich alle Tage fürchterlich bei den Festmahlen — freilich vermochten die Berliner Höflinge damals beinahe ebenso gut zu pokuliren, wie die immer durstigen Russen.

Eines Tages saß der Zar mit dem Kurfürsten am offenen Fenster in einem Saale des Schlosses und sprach prahlerisch von seiner Macht und seinen großartigen Reformplänen. Friedrich, der Aeltere und Erfahrenere, schüttelte dazu bedenklich den Kopf und meinte, sein junger hoher Gast möge sich wohl in Acht nehmen.

Peter aber sagte darauf hochfahrend: „Mein Herr Bruder von Brandenburg, ich gebe Ihnen die Versicherung, daß meine Unterthanen viel gehorsamer und folgsamer sind, als die Ihrigen. Ich will den Beweis sogleich liefern. Aber wetten wir doch! Ich setze fünfhundert Dukaten!“

Der Kurfürst dachte nichts Arges und rief: „Topp, mein Herr Bruder von Rußland! Es gilt!“

Der Zar schaute aus dem Fenster auf die untenstehenden Leute hinab und schrie herrisch: „Irgend einer meiner Diener soll sogleich heraufkommen!“

Dann fragte er den Kurfürsten: „Wie hoch schätzen Sie die Entfernung dieses Fensters vom Steinpflaster des Vorplatzes?“

„Ungefähr auf vierundzwanzig Fuß,“ antwortete Friedrich erstaunt.

„Gut!“

Ein jugendlicher hübscher Diener des Zaren trat ein und verneigte sich tief.

Peter schrie ihn in russischer Sprache an: „Komm hierher zum Fenster!“

Der junge Mensch gehorchte.

„So, nun steige auf die Fensterbank und springe hinaus!“

Der arme Bursche zögerte und sandte seinem grausamen Gebieter einen flehenden Blick zu.

„Wird's bald?“ schrie dieser gebieterisch.

Der unglückliche Diener wußte nur zu gut, daß Peter sich gar nichts daraus machte, höchst eigenhändig rebellische Strelitzenköpfe abzusäbeln, also dachte er: „Ich muß den fürchterlichen Sprung riskiren, sonst bringt der Zar mich um!“

Er murmelte ein Stoßgebet, schloß dann die Augen und sprang aus dem Fenster. Natürlicherweise brach er sich dabei auf dem Steinpflaster unten beide Beine. Sein Schmerzgewimmer drang dem mitleidigen Kurfürsten durch Mark und Bein, der Zar aber blieb ganz kalt.

„Wohlan, mein Herr Bruder von Brandenburg, nun ist die Reihe an Ihnen!“ sprach Peter lachend. „Machen Sie doch dieselbe Probe mit einem von Ihren Unterthanen!“

Das wollte der Kurfürst natürlich nicht, doch kam in diesem Augenblick einer der Pagen zu ihm heran und flüsterte keck: „Eure kurfürstliche Gnaden können die Wette ganz leicht gewinnen und den stolzen Moskowiter beschämen! Befehlen Euer Gnaden mir nur laut, den ersten besten Gardisten heraufzurufen. Ich kenne nämlich Einen, der macht mit Leichtigkeit einen solchen Sprung, ohne daß es ihm was schadet.“

So rief denn der Kurfürst: „Page, hole mir geschwind den ersten besten Gardisten herauf!“

Der kleine Page verneigte sich und lief aus dem Saal, durch's Vorzimmer und die Treppen hinab. Unten ging er zu einer Gruppe Gardisten hin, klopfte einem derselben auf die Schulter und fragte ihn: „Wollt Ihr geschwind ein gutes Stück Geld verdienen?“

„Mit Vergnügen!“

„So folgt mir!“

Er führte den Gardisten hinauf in den Saal.

„Wie heißt Er?“ fragte Friedrich.

„August Friedrich Schultze — zu Befehl, kurfürstliche Gnaden!“ versetzte in strammer, vorschriftsmäßiger Haltung der Gardist.

„Wo ist Er her?“

„Ich bin ein Berliner Kind.“

„Er hat wohl soeben gesehen, wie der junge Russe aus diesem Fenster sprang und beide Beine brach?“

„Zu Befehl, kurfürstliche Gnaden! Ja, das habe ich wohl gesehen. Der arme Teufel thut mir leid, er hätte lieber nicht springen sollen.“

„Würde Er dasselbe zu thun wagen?“

„Wie Eure kurfürstliche Gnaden befehlen!“

„Nun, so thue Er's denn! Es handelt sich um eine Wette.“

„Wenn's weiter nichts ist!“ murmelte der Gardist. „Das will ich leicht fertig bringen so wahr ich August Friedrich Schultze heiße!“

Er trat zum offenen Fenster und war mit einem Satze oben auf der Fensterbank. Dann winkte er graziös mit der rechten Hand, als ob er durch solche Pantomime ausdrücken wolle: „Aufgeschaut, ihr lieben Leute da unten, jetzt geht's los!“ Darauf schrie er vergnügt: „Juchhe!“ und sprang in voller Montur hinaus, indem er den großen Salto mortale machte. Er wirbelte sich nämlich in der Luft einmal herum, so wie es geschickte Akrobaten zu machen verstehen, mäßigte auf solche Weise die Gewalt des Sturzes und kam unten sicher auf seine Füße zu stehen, indem er sich elastisch vom Steinpflaster wieder emporschnellte.

Der gefährliche Kunstsprung war ihm meisterhaft gelungen.

„Zum Henker!“ schrie Zar Peter erstaunt. „Das ist ja ein ganz verwünschter Kerl!“

„Mein Herr Bruder von Rußland,“ sprach lächelnd der Kurfürst, „der Beweis *ist* also geliefert, daß ich ebenso gehorsame Unterthanen habe wie Sie, nur mit dem Unterschied, daß mein Berliner die Sache besser versteht, als Ihr junger Russe.“

Peter mußte wohl oder übel in den sauren Apfel beißen und zugeben, daß er die Wette verloren habe. Er ließ durch seinen Schatzmeister einen seidenen Beutel mit 500 Dukaten bringen, also den Betrag der Wette, welchen er dem Gewinner einhändigte.

Bald nachher zog er sich in seine Gemächer zurück.

Friedrich war über seinen Triumph hoch entzückt und beschloß, sowohl den kleinen klugen Pagen, wie auch den verwegenen Gardisten reichlich zu belohnen. Er theilte den Wettgewinn in zwei Hälften. Die eine Hälfte schenkte er dem kleinen Pagen, die anderen 250 Dukaten bestimmte er für August Friedrich Schultze, den er wieder rufen ließ.

„Wie konnte Er so wunderbar geschickt den fürchterlichen Sprung machen?“ fragte er leutselig.

„Kurfürstliche Gnaden, das ist ganz einfach,“ versetzte der Gardist. „Ich bin von Haus aus Akrobat und Seiltänzer.“

„So, so? Nun, Er ist der beste Springer, den ich je gesehen. Und wie ist Er denn zum Militär gekommen?“

„Ich wurde gewaltsam dazu gepreßt. Das kam so: der Prinzipal, bei dessen Gesellschaft ich vor drei Jahren als Springer und Hanswurst engagirt war, hatte keine ordnungsmäßige Konzession. So wurden wir denn eines schönen Tages bei Gelegenheit eines Jahrmarktes in einem großen Dorfe allesammt arretirt. Mich steckte man unter's Militär, und zwar konnte man mich für die Garde brauchen.“

„Gardist Schultze! bitte Er sich eine Gnade aus!“

„Ei, kurfürstliche Gnaden, bitte es nicht übel zu vermerken, aber ich liebe meine freie Kunst und möchte wohl wieder auf dem Seile tanzen und lustige Hanswurststreiche machen. Wenn ich ein bischen Geld hätte und eine Konzession, die mir's ermöglichte, eine Künstlergesellschaft zusammenzubringen und in allen Städten und Dörfern Vorstellungen zu geben, so würde ich der allerglücklichste Akrobat und Hanswurst in Dero Staaten sein!“

„Recht so, Schultze! Er ist zwar ein guter und braver Gardist, aber doch ganz entschieden ein noch viel besserer Akrobat. Er soll Seinen ehrenvollen Abschied vom Militär haben und eine Konzession, so daß Er in Berlin und auch sonst überall in meinen Staaten frei Seine Künste produziren darf. Hier sind 250 Dukaten vom russischen Zaren, die mögen Ihm für's Erste dienlich sein! Uebrigens werde ich Ihn fortan protegiren und mit meinem gesammten Hofstaat Seine erste Vorstellung in Berlin besuchen.“

August Friedrich Schultze bedankte sich, steckte vergnügt die blanken Dukaten ein und empfahl sich. Es gelang ihm bald, eine treffliche Künstlergesellschaft zusammenzubringen, deren Matador er selbst war, und, getragen von der Gunst des Kurfürsten und späteren Königs, gelangte er bald zu Ansehen und Vermögen.

Die Duellwuth in Frankreich.

Skizze von **Fr. M.**

(Nachdruck verboten.)

Bekanntlich duellirt sich heutzutage in Frankreich Jedermann, vom Präsidenten der Republik herab bis zum Reporter. Die Zeitungsschreiber scheinen sogar die Duellwüthigsten zu sein, und es gewährt dem Menschenfreunde bei dieser allgemeinen Narrheit nur der Umstand Beruhigung,

daß diese Zweikämpfe fast ausnahmslos auf Komödie hinauslaufen und gänzlich unblutig, höchstens aber mit einer Schramme enden. Das war nicht immer so. Die Duellwuth zwar blüht in Frankreich seit Jahrhunderten, aber sie trug ehemals einen sehr ernsten und blutdürstigen Charakter. Zahllose Opfer hat sie gefordert.

Mit dem Beginn des 16. Jahrhunderts brach sie zuerst epidemisch aus; eine wahre Mordmanie ergriff den Adel. Das Leben des Barons Duprat v. Vitaux kann als typisch für das Treiben der jungen hochgeborenen Raufbolde jener Zeit gelten. Duprat war noch nicht zwanzig Jahre alt, als er bereits den jungen Baron Soupez erschlug, der ihn allerdings dadurch gereizt hatte, daß er ihm bei einem Gelage einen Leuchter an den Kopf warf. Bald darauf erstach er einen Mann, Namens Gounelieu, mit dem seine Familie im Zwist lag. Diese That zog ihm die Verbannung zu, aus der er jedoch in aller Eile zurückkehrte, um mit zwei Genossen den Baron de Mittaud auf offener Straße zu meucheln. Unmittelbar nach dieser Heldenthat stellten seine Freunde den Antrag, ihm den Aufenthalt im Lande wieder zu gestatten und Alles vergeben und vergessen sein zu lassen. Guart, ein Günstling des Königs, widersetzte sich dieser Unverschämtheit und wurde dafür von dem empörten jungen Todtschläger in seinem eigenen Hause überfallen und ermordet. Dieses Verbrechen brachte jedoch Duprat's Maß zum Ueberlaufen, denn nunmehr fiel er dem Bruder eines seiner Opfer in die Hände, der ihn ohne Weiteres todtschlug.

Gegen Ende des 16. Jahrhunderts, unter der Regierung Heinrichs III., wurde dann der schöne Brauch eingeführt, die Sekundanten mit in den Streit zu ziehen, so daß eine einzige Herausforderung oft zu einer förmlichen Schlacht führte. Charakteristisch hierfür ist der Streit zwischen Caylus und d'Entragues, zwei Edelleuten am Hofe des Königs. Die Sekundanten d'Entragues' waren Riberac und Schomberg, während Caylus seine Freunde Maugerin und Livaret zugezogen hatte.

„Wär's nicht gescheidter, wenn wir die Herren zu versöhnen suchten," sagte Riberac zu Maugerin, „anstatt zuzuschauen, wie sie einander umbringen?"

„Ich bin nicht hierher gekommen, um den Rosenkranz zu beten, sondern um zu fechten," antwortete Maugerin kalt.

„Zu fechten? Und mit wem, wenn ich fragen darf?"

„Mit Ihnen, wenn Sie gestatten."

Sogleich rissen sie die Degen heraus und durchbohrten einander. Auch Schomberg und Livaret waren inzwischen handgemein geworden; der Erstere fiel, tödtlich getroffen, der Letztere trug eine Wunde im Gesicht davon. Caylus hauchte ebenfalls sein Leben aus, während sein Gegner mit einem Degenstich davon kam. Dieses einzige Duell hatte mithin den sofortigen Tod von vier Männern zur Folge, während die beiden Ueberlebenden schwere Verletzungen erhielten.

Unter Heinrich IV. erreichte die Duellwuth den höchsten Grad. Es ist festgestellt, daß während der Regierung dieses Königs nicht weniger als 4000 Edelleute diesem Wahnsinn zum Opfer fielen. Ab und zu gab es jedoch auch damals schon Männer, deren Tapferkeit so über jeden Zweifel erhaben war, daß sie wagen durften, eine Herausforderung abzulehnen. Monsieur de Reuly, ein junger Offizier, weigerte sich, einem Andern Genugthuung mit dem Degen zu geben, weil ein solcher Gebrauch gegen alles göttliche und menschliche Recht sei. Der Gegner lauerte ihm mit einem Spießgesellen in einer abgelegenen Gegend auf, um sein Müthchen an ihm zu kühlen. Der junge Offizier stach jedoch beide Meuchler über den Haufen und vertheidigte damit in wirksamster Weise sein Recht, in Frieden leben zu dürfen.

Der Gesandte einer auswärtigen Macht am Hofe Ludwig's XIII., selber ein notorischer Duellant, schrieb über die Gunst, in welcher diese blutige Sitte bei der französischen Gesellschaft stand, unter Anderem das Folgende: „Bei der letzten Hoffestlichkeit saß ich neben der Königin. Es sollte noch einen Ball geben. Alles war bereit, und die Damen warteten auf das Erscheinen der Tänzer, als Jemand an der Thür klopfte, und zwar lauter, als die Höflichkeit wohl gestattete. Ein Mann trat ein, und sogleich erhob sich unter den Damen ein Geflüster. „Das ist Monsieur Balaguy!" so ging es von Mund zu Munde. Darauf sah ich, wie allenthalben Damen und Herren sich bemühten, den Fremden zum Platznehmen bei sich zu bewegen, und mehr noch, wenn eine Dame sich der Gesellschaft desselben eine kleine Weile erfreut hatte, dann kam eine andere herzu und sagte: „Nun haben Sie ihn lange genug genossen, jetzt muß ich ihn auch ein wenig haben." Meine Verwunderung hierüber war eine große, und ich wußte nicht, was ich von diesem Gebahren der Damen, noch auch von dem Manne denken sollte, der nicht einmal sonderlich ansehnlich war. Er hatte kurzgeschorene, schon halbergraute Haare, und trug ein grobes Wamms von grauem Sackleinen und ebensolche Hosen, und beides so eng als möglich. Ich zog bei meinen Nachbarn Erkundigungen über ihn ein und erfuhr nun, daß dieser Monsieur Balaguy der tapferste Mann der Welt sei, da er bereits acht oder neun Kavaliere im Duell umgebracht habe. Deswegen hatten die Damen eine solche Vorliebe für ihn." —

Ludwig XIV. versuchte, den Duellunfug einzuschränken, und nicht ohne Erfolg. Allein gänzlich zu unterdrücken vermochte er ihn nicht trotz aller Verbote und Strafandrohungen. Selbst der friedfertige Lafontaine schlug sich mit einem Dragonerkapitän, weil dieser sein Haus zu häufig besuchte, und bald darauf schlug er sich in einer Anwandlung von Reue mit demselben Offizier noch einmal, weil derselbe jetzt gar nicht mehr kommen wollte.

Unter Ludwig XV. nahm die Duellsucht wieder zu. Man schlug sich am hellen Tage und in unmittelbarer Nähe der königlichen Schlösser. Richelieu, Du Vighan, St. Evremont, St. Foix und andere bekannte Größen gehörten zu den berüchtigtsten Todtschlägern. St. Foix galt außerdem für einen Humoristen. Einst wurde er von einem Kavalier gefordert, weil er denselben gefragt hatte, warum er eigentlich so übel rieche. Ganz gegen seine sonstige Gewohnheit lehnte er jedoch den Zweikampf ab. „Denn," sagte er, „wenn Sie mich tödten, dann riechen Sie deswegen nicht besser, tödte ich Sie aber, dann wird Ihr Geruch noch unerträglicher."

Unter der kurzen Regierung Ludwig's XVI. sind besonders der Chevalier d'Eon und der Mulatte St. George als schneidige Klingen erwähnenswerth. D'Eon starb 1810 in London, ohne daß es genügend aufgeklärt wurde, weshalb er fast ein Vierteljahrhundert lang in Frauenkleidern herumgelaufen war. St. George war nicht nur der beste Fechter, sondern auch der geschickteste Pistolenschütze seiner Zeit, und seine Ehrenhändel sind kaum zu zählen. Trotzdem soll er von Natur ein harmloser und friedliebender Mensch gewesen sein und alle Streitigkeiten nach Möglichkeit vermieden haben.

Eine Massenherausforderung leistete sich zu jener Zeit der Marquis de Tenteniac. Derselbe befand sich eines Abends im Theater und zog sich durch sein Vordrängen einige Mißbilligungsäußerungen aus dem Parquet zu. Er wendete sich herum und sagte mit lauter Stimme: „Meine Herrschaften, morgen kommt mit Ihrer Erlaubniß ein neues Stück zur Aufführung, betitelt ‚Das unverschämte Parquet, gezüchtigt vom Marquis de Tenteniac', in so vielen Akten, als Sie nur immer wünschen." Das friedfertige Parquet aber nahm von dieser Herausforderung des streitbaren Marquis gar keine Notiz.

Die Kriege Napoleon's machten dem Duellantenthum zeitweise ein Ende, die Restauration aber ließ es wieder üppig emporschießen. Der politische Haß zwischen Bonapartisten und Legitimisten und der internationale Groll zwischen den Franzosen und den Truppen der Verbündeten, die damals das Land besetzt hielten, lieferten den Händelsuchern den günstigsten Boden. Graf Gronow gibt in seinen interessanten Erinnerungen ein lebhaftes Bild der damaligen Zustände in Paris. Internationale Duelle waren an der Tagesordnung. Die Franzosen haßten die Preußen bis auf den Tod, und so geschah es, daß ein Trupp französischer Offiziere sich zusammenrottete und nach dem Café Foy zog, wo die Preußen zu verkehren pflegten, um die Letzteren zu reizen und herauszufordern. Bei einem der hieraus entstehenden Zweikämpfe wurden nicht weniger als zehn Preußen und vierzehn Franzosen erschlagen. Auch die englischen Okkupationstruppen verloren damals auf dieselbe Weise manchen ihrer Offiziere, vornehmlich in Bordeaux.

In's Komische gerieth die Duellwuth in den auf die Schlacht bei Belle-Alliance folgenden Jahrzehnten. Krämer und Schlächter duellirten sich aus Brodneid, und ein Barbier forderte einst einen Töpfer vor die Klinge, weil derselbe ihm den Ofen schlecht aufgestellt hatte. Zu Douai blieben ein Kesselschmied und ein Färber, die mit Säbeln einander zu Leibe gegangen waren, todt auf dem Platze. Alle Meinungsverschiedenheiten wurden auf diesem Wege geschlichtet. Kritiker schossen aufeinander, wenn sie über die Verdienste dieses oder jenes Autors nicht einstimmig werden konnten. In Bordeaux duellirte sich sogar ein Infanteriekapitän mit einem Trödler.

Der Zweikampf zwischen M. Dulong und dem General Bugeaud sei hier noch als ein letztes Beispiel der Sinnlosigkeit und Brutalität angeführt, die mit den sogenannten Ehrenhändeln eng verknüpft sind. Dulong war Advokat und Mitglied der Deputirtenkammer, Bugeaud war Soldat und als Pistolenschütze berühmt. Dulong erlaubte sich in seiner Eigenschaft als Mitglied der gesetzgebenden Körperschaft während einer Kammersitzung irgend eine Aeußerung, die dem General nicht gefiel, und wurde sofort von diesem gefordert. Vergeblich betheuerte er, daß er nicht die leiseste persönliche Anspielung beabsichtigt habe. Es half ihm Alles nichts, er mußte sich schlagen oder der öffentlichen Verachtung anheimfallen. Das Duell fand statt, und der geübte Schütze schoß den Advokaten nieder, ehe dieser noch seine Pistole abdrücken konnte.

Mannigfaltiges.

Menagerien in früherer Zeit. — Zu den interessantesten Sammlungen für wissenschaftliche und Unterhaltungszwecke gehören unsere Thiergärten, die sich jetzt fast in jeder großen Stadt finden. Die heutigen so großartig entwickelten Verkehrs- und Transportverhältnisse erleichtern die Anlegung, Ergänzung und Vervollständigung derartiger Sammlungen ganz ungemein, und viele derselben treiben mit den erworbenen und gezüchteten Thieren einen nicht unbedeutenden Handel. Schon im Alterthum gab es Thiergärten, in denen allerhand Vierfüßler und Vögel zur Belustigung, zur Jagd oder für die Tafel vornehmer Herren gehalten wurden, und das heilige Buch der Lieder der Chinesen berichtet von einem solchen Park, den der Begründer der Tschen-Dynastie, Wen-Wang,

vor 3000 Jahren besessen habe. Hirsche, Schildkröten, Eidechsen und allerhand Vögel tummelten sich in diesem Garten, den der noch heute gefeierte Herrscher auch dem Volke öffnen ließ. Zur Blüthezeit Roms wurden viele Tausende von Thieren aus Asien und Afrika nach der Siebenhügelstadt geschafft, freilich nicht um das Volk zu belehren und zu erfreuen, sondern um sich im Cirkus zu zerfleischen oder massenweise hingeschlachtet zu werden. In den Kämpfen mit den Karthagern erbeutete im Jahre 252 v. Chr. Metellus nicht weniger denn 142 Stück afrikanische Elephanten, die er von Sicilien auf Flößen nach Rom führte, eine Leistung, die noch heute unsere Bewunderung verdient. Auf welche Weise die Römer die wildesten Bestien der heißen Zone lebend fingen und transportirten, ist nicht bekannt, und unser Erstaunen wächst, wenn wir in den Aufzeichnungen zeitgenössischer Schriftsteller lesen, daß z. B. Kaiser Probus zugleich je 1000 Strauße, Hirsche und Wildschweine, 200 Löwen, ebenso viele Panther und 300 Bären für die öffentlichen Thierkämpfe hielt. Selbst im fernen Mexiko fand Ferdinand Cortez, wie er an Kaiser Karl V. im Jahre 1520 berichtete, im Palaste Montezuma's eine Art Thiergarten, in welchem es jedoch nur Vögel in großer Menge und Fische gab.

Die ältesten Thiersammlungen in unserem heutigen Sinne wurden von dem österreichischen Kaiserhause angelegt, und zwar werden dieselben schon im Jahre 1552 erwähnt. Sie befanden sich zu Ebersdorf und Neugebäu, im Jahre 1752 wurden sie nach der kaiserlichen Sommerresidenz Schönbrunn verlegt, wo sie sich bekanntlich noch heute befinden. Aber es ist kein eigentlicher zoologischer Garten, sondern eine Menagerie, nur darf man mit der zu Schönbrunn nicht den Begriff des Umherziehens verbinden, wie wir dies mit den Menagerien thun, welche von Zeit zu Zeit unsere Messen und Märkte besuchen. In dem gedachten Jahre brachte Kaiser Maximilian einen Elephanten mit aus Spanien, der sich bei des Monarchen Einzug in Wien mit in seinem Gefolge befand. Die Wiener geriethen außer sich vor Erstaunen ob dieses lebenden Ungeheuers, und sie hatten nur Augen für das ihnen bis dahin ganz unbekannte Thier, während der Kaiser kaum beachtet wurde, denn „er sah aus wie jeder andere Mensch". Ein unbekannt gebliebener Maler fand den Elephanten für würdig, durch Pinsel und Farben verewigt zu werden, und ein glücklicherweise ebenfalls unbekannt gebliebener Dichter setzte, wie Schlegel berichtet, folgenden Vers darunter:

„Dieses Thier heißt Elephant,
Welches ist weit und breit bekannt
Seine gantze Größe und gestalt
Ist hier gantz fleißig abgemahlt.
Wie's der König Maximilian
Aus Spanien hat kommen lahn,
Im Monat Aprillis fürwahr,
Als man zehlt 1552 Jahr."

Hoffentlich hat Apoll dem Dichter diese Versündigung an der Muse der Poesie verziehen. [M. L.]

Humoristisches.



Praktischer Rath.

Junge Frau: Nun thu' mir aber den Gefallen, Arthur, und setz' Dich an den neuen Schreibtisch, den ich Dir zu Weihnachten geschenkt habe.
Junger Ehemann: Aber, Lieschen, ich habe doch momentan nichts zu schreiben.
Junge Frau: Nun, dann schreib' doch dem Modewaarenhändler, er solle mir einige Gesellschaftstoiletten zur Auswahl senden.



Selbstbewußt.

Vater der Braut: Wie, zehntausend Thaler Schulden haben Sie? Das ist ja ein kleines Vermögen!
Bewerber: Allerdings klein, aber doch selbst erworben.

Mißglückte Drohung. — Der bekannte englische Geschichtsschreiber Oldys saß mehrere Jahre im Fleetgefängniß in Schuldhaft. Mit der Zeit wußte er sich die Gunst des Gefangenwärters so zu erwerben, daß dieser ihm oft erlaubte, des Abends ausgehen und seine Freunde besuchen zu dürfen. Oldys machte vielfach von dieser Vergünstigung Gebrauch und kehrte natürlich so spät als möglich in seine Zelle zurück. Einst kam er aber mitten in der Nacht; er pochte den Gefangenwärter aus dem Schlaf, dieser öffnete die Thüre und sagte, halb schlaftrunken: „Sir Oldys, wenn Sie künftighin noch einmal so spät kommen, so bleibt mir nichts übrig, als Sie gar nicht mehr einzulassen. Merken Sie sich das!" [St.]

Heimgeschickt. — Friedrich II. liebte es zuweilen, sich an den Mitgliedern seiner Akademie der Wissenschaften zu reiben. So legte er einst der Akademie die Frage vor: „Warum gibt ein mit Champagner gefülltes Glas einen reineren Klang, als ein mit Burgunder gefülltes?" Worauf Professor Sulzer im Namen der übrigen Mitglieder antwortete: „Die Mitglieder der Akademie sind bei ihren geringen Besoldungen außer Stande, so kostbare Versuche anzustellen." [St.]

Bilder-Räthsel.



Auflösung folgt in Nr. 31.

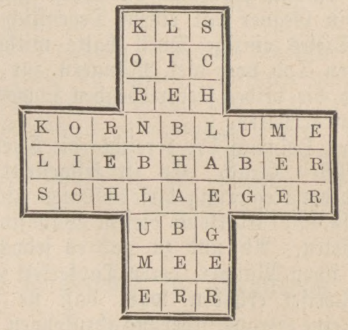
Auflösung des Bilder-Räthsels in Nr. 29:
Jedem redlichen Bemüh'n — Sei Beharrlichkeit verlieh'n.

Logogriph.

Bin Dir bekannt als großer Fluß.
Gibst Du indeß für i mir u
Und dann ein Zeichen noch zum Fuß —
Nichts als das Nichts wirst finden Du.

Auflösung folgt in Nr 31. [Adolf Nagel.

Auflösung des Homogramms von Nr. 29:



			K	L	S			
			O	I	C			
			R	E	H			
K	O	R	N	B	L	U	M	E
L	I	E	B	H	A	B	E	R
S	C	H	L	A	E	G	E	R
			U	B	G			
			M	E	E			
			E	R	R			

Verlag der **Thorner Ostdeutschen Zeitung** (M. Schirmer) in Thorn.
Redigirt von Theodor Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart